

Münchener Merkur

Teure Arbeit und fette Staaten: Was macht Europa nur falsch?

Gast Kommentar

Von Michael G. Möhnle *)

Arbeit, Arbeit, Arbeit – in Europa läuft dazu fast nichts mehr – in den USA und Asien boomt die Wirtschaft. Was ist bei uns schlechter? Was machen wir Europäer falsch?

In Europa ist Arbeit vielerorts zu teuer, die Staatsapparate sind fett und gefräßig, die Unternehmer risikoscheu, die Gesellschaft tech-

nik- und servicefeindlich. Der Leistungswille fehlt, Verwaltungsdenken in den Hierarchien des 19. Jahrhunderts dominiert, es herrscht Vollkasko-Mentalität.

Darum liegt die Arbeitslosenrate in der EU seit Jahren konstant über zehn Prozent. Über 18 Millionen Menschen haben keinen Job – soviel wie Belgien, Dänemark und Irland zusammen Einwohner haben.

USA und Japan melden dagegen mit fünf und drei Prozent fast Vollbeschäftigung!

Die Steuer- und Abgabenquote in der EU ist zwischen 1989 und '95 von 36,7 auf fast 42 Prozent des Brutto-Inlandsprodukts geklettert – in Japan und den USA liegt sie konstant bei 30 Prozent.

Die Staatsquoten – Ausdruck einer freien oder verplanten Wirtschaft – bewegen sich in Europa zwischen guten 38 Prozent in Großbritannien, schlechten 50 Prozent in Deutschland und miserablen 62 Prozent in Schweden. Japan liegt bei 36 Prozent – die USA geben mit einem Drittel einen neuen internationalen Maßstab vor!

Die Dienstleistungen und ihr Anteil an der gesamtwirtschaftlichen Leistung liegen in der EU bei 51 Prozent – in Japan bei über 55, in den USA bei über 70 Prozent! Im Schnitt erreicht Europa eine Service-Intensität, wie die Vereinigten Staaten sie im Jahre 1977 hatten.

Der Hightech-Anteil bei allen Industriewaren beträgt in Deutschland gerade mal kümmerliche 14 Prozent – in Japan sind es 30 Prozent, in



den USA sogar 43 Prozent!

Entwickelt sich Europa zu einem amerikanisch-asiatischen Zulieferbetrieb? Haben Europas Nationen die Zeichen der Zeit in der Globalisierung der Märkte, in der kontinentalen Dimension des Wettbewerbs übersehen?

Europa hat zwar einen gemeinsamen Markt, leistet sich aber trotzdem 14 nationale Währungen, wettbewerbsfeindliche Steuer- und Sozialsysteme, fünf verschiedene Hochgeschwindigkeitszüge, teure nationale Parallelforschungen, unterschiedliche Rüstungssysteme und zu allem Übel noch den Luxus der Uneinigkeit in außen- und sicherheitspolitischen Fragen. Europas Stimme in der Welt ist – wenn überhaupt hörbar – bestenfalls ein Rauspern!

Heute rufen alle nach Reformen, aber keiner will was ändern. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern für den Großteil der EU.

Der Vertrag von Amsterdam bringt uns zwar bessere Regeln für die Zusammenarbeit von Regierungen und Unions-Institutionen – aber zu wenig Konkretes für die 373 Millionen EU-Bürger.

Sie brauchen Arbeit, Orientierung, Motivierung und Führung; sie wollen positive Entwicklungen sehen, brauchen ein neues europäisches „Wir-Gefühl“, wenn sie besser sein sollen als Asien und die beiden Amerikas.

Nach außen ist Europa eine Hochkultur, eine Wertegemeinschaft, dessen Bild vom Menschen mit den unveräußerlichen Rechten und der unantastbaren Würde einen globalen Siegeszug erlebt. Im Innern erstickt Europa an Paragraphen, Verordnungen und nationalen Würgegriffen.

Darum muß das neue, selbstbewußte Europa im 21. Jahrhundert mehr sein als ein geregelter Markt in der Addition von 15 nationalen Bürokratien.

„Europa 21“ braucht eine neue „Balance of Power“, ein Gleichgewicht der Macht zwischen Union, Nationen und Regionen, eine „Renaissance der Kreativität“, eine neue „Kultur des Lebens und der Arbeit“, in der die Verantwortung des einzelnen in den Vordergrund rückt und die Familie wieder zum eigentlichen Kraftwerk der Gesellschaft wird – denn alles andere ist einfach unbezahlbar.

*) Michael G. Möhnle, Journalist, ehem. Pressesprecher in der EVP-Fraktion (Christdemokraten) des Europäischen Parlaments.

12.8.1997